

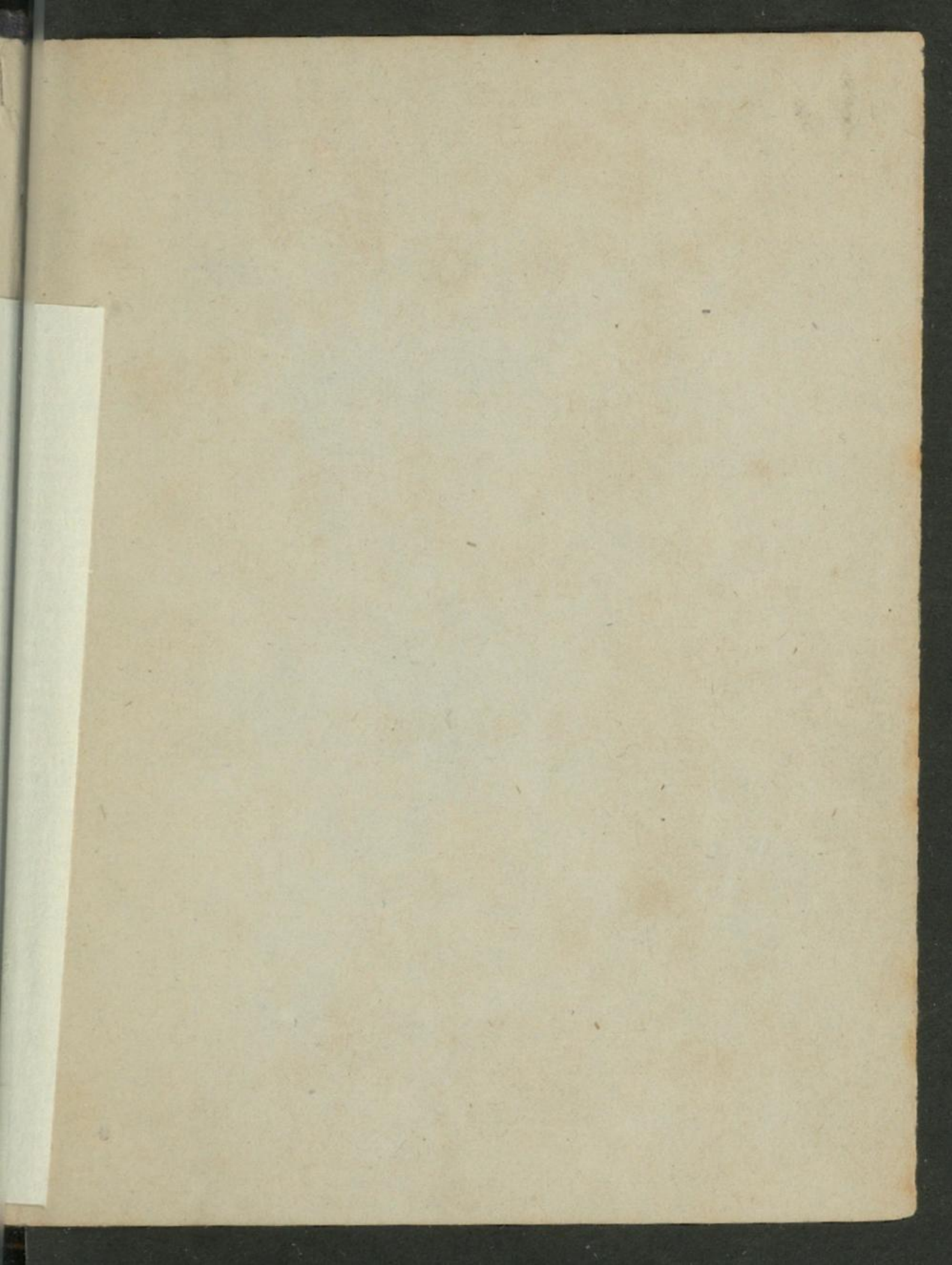
Scholz 131 3

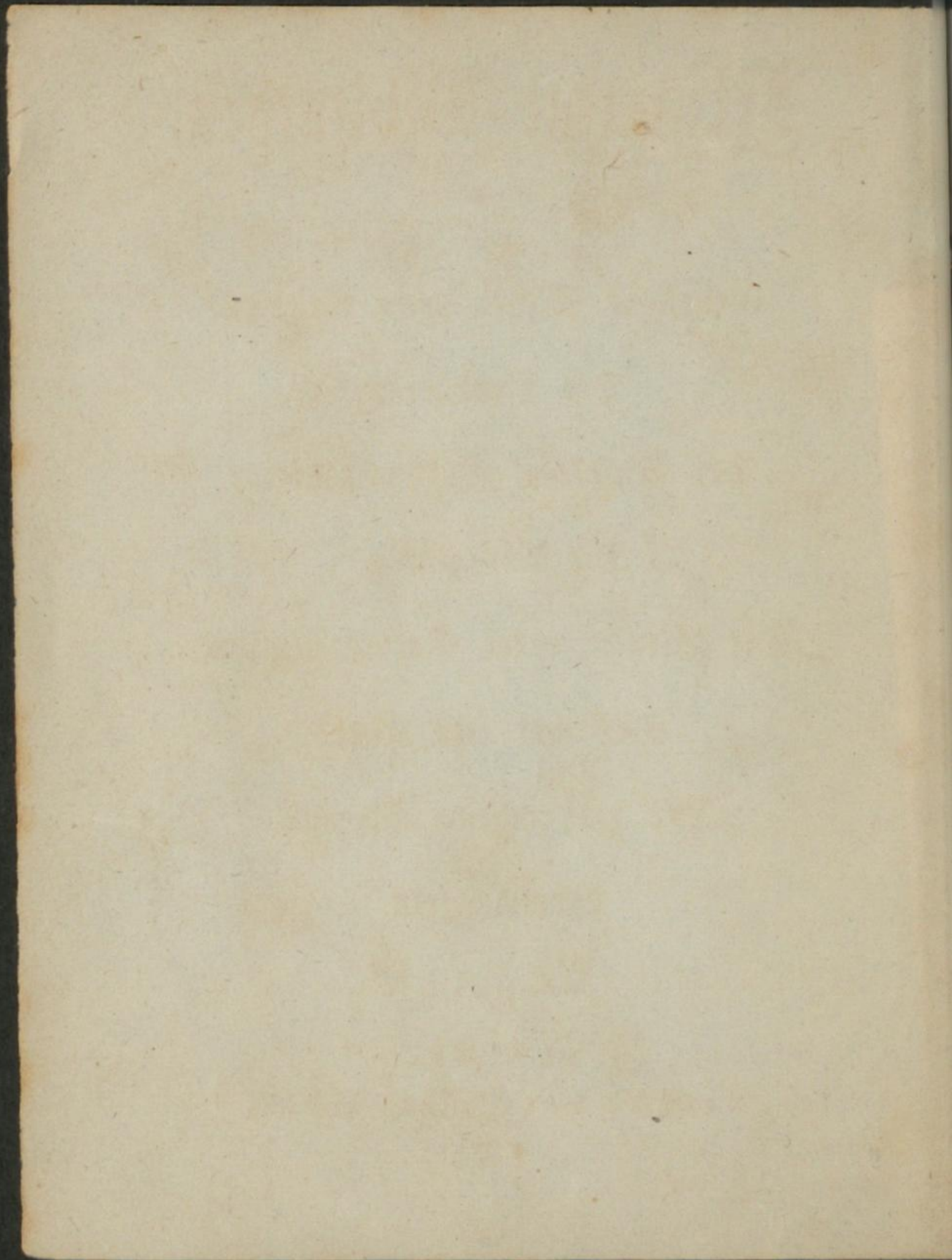
120-

91/100/39

147

54





# Miniatur-Bibliothek.

---

Geben ist seliger denn Nehmen.

---

Die Erdbeeren.

---

Der Kindlein Weihnachtsfeier.

---

Die Einladung.

---

Die Blinde unter Gottes Schirm.

---

Das verirrte Kind.

---

Der zerbrochene Spiegel.

---

Lebensregeln.

---

M a i n z ,

Verlag von Joseph Scholz.

III.

92.400

I.

Geben ist seliger denn Nehmen.

---

Der Feierabend in der Werkstätte des Schreinermeisters Brunner war endlich auch gekommen, obgleich spät genug. Er verließ die Hobelbank, und stellte einen Stuhl dicht zu seinem Weibe, die am Tische saß und spann.

„Ich bin froh, daß Du jetzt kommst, Friß; jetzt wollen wir auch Eins mit einander plaudern, ehe Dir und mir die Augen zufallen“, sagte Lisbeth, die freundliche junge Frau und sah ihren Mann an mit jenem herzlichen Blick, der köstlicher ist als Schönheit und Gold.

„Ja, Lisbeth, ich hab' Dir was zu erzählen von unserm Bübchen, dem Friederle, das hat mich aber gefreut. Ich war draußen im Schopf und hab' etwas gesucht, und unser Kind steht auf der Staffel und ist

sein Bieruhr-Brod, da kommt der Hans-Michel an's Haus und bittet um ein Almosen. Das Friederle besinnt sich nicht lang, es reicht ihm sein Brod hin. Der Alte lacht vergnügt und nimmt das Brod, sagt: Schön Dank! und will gerade hineinbeissen. Da guckt ihn der Kleine ernsthaft an und sagt: Hans-Michel, bet' auch zum Brod!

„O Lisbeth, mir hat das Herz gelacht vor Freude!“

„Ja“, sagte die Frau, „ich kann Dir auch was erzählen. Denk', wie ich heute gefüttert habe und komme zum Stall heraus, da höre ich eine feine Stimme, ich sehe mich um, denk', da kniet unser Friederle mit des Nachbars Christian in dem kleinen Winkelchen hinter dem Backofen, und ich höre gerade wie Unserer betet: Lieber Heiland, Du gibst mir Brod und Ruchlein und Kartoffeln, — o gib mir auch ein neues Herz.“

„Ich schlich davon, Frikz, daß mich die Kinder nicht sahen, aber ich kann Dir sagen,

Fritz, es war mir als stünde ich auf heiligem Boden wie Jakob, und die Engel Gottes stiegen auf und nieder."

"Gott Lob und Dank!" sagte Friederich, das ist Gottes Gnade und Sein Segen. Wir aber wollen wachen und beten, daß unser Kind ein Gotteskind bleibe in Zeit und Ewigkeit."

Und die Eheleute sprachen noch manches mit einander, denn sie hatten sich ja lieb und waren Eins in ihrem Heiland, und konnten nicht anders, als sich Alles sagen, das Große wie das Kleine.

"Du, Lisbeth", begann jetzt Friederich, "jetzt ist auch bald Weihnachten, weißt Du, da müssen wir doch auch unserm Friederle was schenken."

"Ja, das meine ich auch", sagte die Frau. Wir sind wohl arm, aber ein Paar Kreuzer für unser Bübchen wird uns der Heiland doch bescheeren."

"Wenn nur die Leute bezahlen würden, die uns schuldig sind, es sollte uns nicht fehlen", sagte der Mann mit einem Seufzer.

„Fritz, es steht Alles unter Gott. Will unser Heiland, daß wir Geld haben über die Festtage, so muß uns Jemand bezahlen, und wenn er selbst nicht wollte.“

„Du hast recht, Lisbeth; ja es steht Alles unter Gott. Aber bitten wollen wir Ihn darum.“

Und das thaten die Eheleute mit einfältigem und gläubigem Herzen; und dann sahen sie noch einmal ihr Kind an, — den frischen, rosigen Buben, und legten sich nieder zur Ruhe.

Es war ein Tag vor dem heiligen Weihnachtsfest, da schritt ein Mann mit raschem Schritt den Bergabhang hinab, durch den Tannauerwald der Stadt zu. Es war ein eiskalter Wintertag; der weiße Sonnenschein warf einen blendenden Schimmer auf die schneebedeckte Gegend, die funkelnd und strahlend dalag wie geschmückt von hundert und tausend Edelsteinen, und das sehnennde Herz erinnert an das Gewand von reiner, weißer Seide, in welchem an jenem großen Tage die Kinder Gottes stehen dürfen vor

des Lammes Thron und einstimmen in den Chor der Engel.

Der Mann mochte ähnliche Gedanken haben, denn sein Angesicht war hell und klar, wie der schöne Tag, den Gott über der Welt hatte aufgehen lassen.

Der Mann war unser Schreinermeister Brunner, und wohin die Reise ging, merkt ihr auch schon, liebe Kinder. Drunten in der Stadt war ja die Weihnachtsmesse und in der Tasche des Vaters steckten einige blanke Gulden, denn der Herr im Himmel hatte den alten Schultheiß seine Schuld zahlen heißen; deß war das Elternherz fröhlich und beschloß dem Büblein den ersten Bubenanzug zu Weihnachten zu kaufen, denn bisher steckte er noch im Mädchenrock; der war aber gehörig verwachsen.

Als dies gestern Abend zwischen Vater und Mutter beschlossen wurde, da hob plötzlich der kleine Bursch das Lockenköpfchen in die Höhe und lachte hell die Mutter und den Vater an, denn die schöne Rede vom Bubenanzug hatte ihn aus dem Schlaf geweckt und gefiel ihm sehr wohl.

„Wart', Friederle, Du Schelm!“ sagte die Mutter mit einem Kuß, „wart' ich will Dir! Mach' die Neuglein zu und schlaf' in Gottes Namen!“

Aber Friederle schlang die runden Arme um der Mutter Hals und sagte: „Gelt aber, Mutter, auch ein Käppchen mit einer goldenen Zottel?“

„Still, still, Friederle! das Christkindchen wird's schon machen wie's recht ist!“ sagte die Mutter und löschte das Licht, daß der Bub nicht noch vollends munter werde.

Und nun war der Vater auf dem Weg zum Einkauf, und das Herz lachte ihm vor Freude und Dank.

Als aber der Brunner eben um's Waldeck bog, dort wo die Gegend sich öffnet und eine weite herrliche Landschaft, begränzt von blauen Gebirgen, sich vor dem Auge entfaltet, und wie er betroffen einen Augenblick stehen bleibt, geblendet von dem rosigen Strahl, der die weiße Erde bedeckt, da dringt plötzlich ein Schmerzenston an das Ohr des glücklichen Vaters. Er sieht um

— vor ihm steht auch ein Vater, aber grau und gebückt und am Bettelstabe, er bittet um eine Gabe für seine armen Kinder und für sich, und Kummer und tiefe, tiefste Armuth haben Furchen gegraben auf dem starren Antlitz des Greises.

Da wird's dem Brunner weich um's Herz. „Wer bin ich, denkt' er, und was ist mein Haus, daß Du mich gesegnet hast vor diesem, dessen Vater einst reich war und der Meinige arm!“

Er greift in die Tasche und nimmt heraus, was ihm zuerst in die Finger kommt; wer will murren darüber, daß es ein Guldenstück war? Er reicht es dem Armen mit einem Blick und Segenswunsch, der mehr werth war als viele Gulden, und der dreifache Segen fällt wie Balsam in das betrübte Vaterherz, das nicht mit Worten aber mit einer Thräne seinen Dank aussprechen kann.

Der Brunner geht weiter; er denkt dies und das, an seinen Vater und Mutter, die so arm waren und doch so reich, er denkt

an die Stunden der Noth, da Gebete aus der Tiefe aufstiegen zum Herrn und es dünkt ihn jetzt, als seien diese Stunden der Noth die seligsten Stunden gewesen, Sterne in dunkler Nacht, — denn da glänzte des Christen inwendiges Leben; — er denkt an die Ruthe des Vaters und an die Ermahnungen der Mutter, und segnet sie dafür, denn sie haben ihn durch Gottes Gnade bewahrt vor dem Weg des Verderbens, den dieser Unglückliche eingeschlagen; er denkt an die Kinderzeit mit ihren reinen, seligen Freuden und ihrem unbewußten Wandel unter der Zucht des heiligen Geistes, und lobt und preist den Herrn dafür, der Großes an ihm gethan hat. Und wie er so vertieft in die Führungen seines barmherzigen Gottes seine Straße zieht, da tritt auf's neue eine Jammergestalt ihm entgegen, denn es ist ja viel Leid auf Erden und Du kannst kaum einen Scheit aus dem Hause thun, ohne daß es Dir auf manchfache Weise entgegentritt. Es ist ein Mädchen, bleich, hungrig und mager, ge-

hüllt in elende Lumpen, in der Hand ein Säckchen für die erbettelten Stücke Brod; aber ihrer sind wenige darin, denn ein Polizeidiener hatte das Mägdlein aus der Stadt gewiesen, mit harten Worten, weil der Bettel verboten sey, und nun war es auf dem Heimweg und weinte, denn Daheim war Hunger und Kummer und weder Frieden noch Brod. Es sah den fremden Mann an mit jenem Blick, der mehr sagt als Worte, und wie das bethränkte Auge in das Auge des Vaters und durch dasselbe in sein inneres Heiligthum dringt, da ist schon alles ausgerichtet. Der Mann hat ein Vaterwort für das arme verlassene Kind, er nimmt es bei der Hand und führt es zu unserm Heiland Jesus Christus, der die Armen und Sünder annimmt; „komm' mit mir, Kind“, sagt er, „ich will Dir etwas kaufen für den Hunger.“ — Und das Mägdlein kehrt um mit dem freundlichen Mann in die Stadt zu einem Bäcker, wo er einen großen Leib Brod kauft und ihn dem Kinde gibt. Da wird es helle in

dem Schmerzensgesicht des Kindes, es sagt: „Vergelt's Gott!“ reicht dem Fremden die starre Hand zum Dank und eilt der Heimath zu. Ach, es kennt ja die Noth daheim!“

Aber der Brunner zieht seine StraÙe — nicht mehr so fröhlich wie diesen Morgen, denn er fühlt ja mit die Noth seiner Brüder, — aber getrost in seinem Gott.

Und wie er nahe an's Stadtthor kommt, da harret seiner eine neue Prüfung. Sonderbar! — Alle Bedürftigen scheinen es heute auf ihn abgesehen zu haben.

Da tritt ein junges Weib ihm entgegen mit rothgeweinten Augen. „Herr“, spricht sie, indem sie aus ihrem Korbe ein seidenes Halstuch hervorholt, „Herr, wollt ihr dies Tuch nicht kaufen, ich geb's euch wohlfeil.“

Und der Brunner sieht der Frau in die Augen und denkt: Sie wird es doch nicht gestohlen haben! Aber sie sieht seines Herzens Gedanken und sagt: „Herr, Sie können's herzhaft nehmen, ich hab's auf ehrlichem Weg. Es ist mein Hochzeitshalstuch, Herr, und wenn ich nicht müÙte, es

wäre mir nicht feil. Aber ich bin ein armes Weib und mein Mann ist krank, und mein Miethsherr will uns mit unsern armen Kindern aus dem Haus jagen, wenn wir den Miethzins nicht zahlen. Da hab ich keine andere Wahl, als dies letzte Stück zu verkaufen."

Da erkennt der Brunner mit jenem Prüfungsblick, den er besaß, daß die Frau Wahrheit spricht. „Gib ihr, was Du noch hast“, heißt es. Und ehe sein alter Mensch ein einzig Wort drein reden durfte, hat schon das Weib zu ihrem Halstuch seine vier übrigen Gulden, und der Mann ist verschwunden hinter der Stadtmauer, und hört noch das: Ach, Gott Lob und Dank! der jungen Frau.

Jetzt hatte der Brunner nichts mehr in der Tasche, aber desto mehr im Herzen, nämlich den vollen Segen dessen, der gesagt hat: Wahrlich, Ich sage euch, was ihr gethan habt Einem unter diesen Meinen geringsten Brüdern, das habt ihr Mir gethan.

Er kehrte um, der Heimath zu; was sollte er auch in der Stadt thun? sein Geschäft, vom lieben Gott aufgetragen, war ja beendigt, darum zog er nun seine Straße fröhlich wie der Kämmerer aus Mohrenland.

Als er des Abends wieder bei seiner Lisbeth saß und der Friederle schlief, da konnte er ihr die Erlebnisse des Tages erzählen, früher nicht, obgleich sie schon mehrmals nach den eingekauften Sachen gefragt hatte. Und er erzählte wie ein Gotteskind, wahr und treu, und sein Weib hörte zu wie ein Gotteskind; sie sagte nicht und klagte nicht, und ihr Angesicht war weder mürrisch noch grämlich, sondern fröhlich wie ein Maienitag und sie sagte: „Fritz, was Du gethan hast, ist recht, denn der Herr hat's Dich geheißten und für unser Kind wird Er auch sorgen.“

Aber wie der Vater so erzählte, da war richtig der Friederle hinten im Bettchen wieder aufgewacht und hatte die Ohren gespitzt, denn er hörte was vom Jahrmart, und horchte nun auf des Vaters Erzäh-

lung, so gut es ein kleiner Bub seines Alters konnte. Es dünkte ihn aber keine schöne Geschichte, denn von allem hörte er nichts, als daß der Vater keine Höschen, keinen Wammis und keine Kappe und überhaupt gar nichts mitgebracht habe. Das machte dem Bürschlein stilles Herzeleid, und es wären fast die Thränen gekommen, wenn nicht der Schlaf ihn schnell in die Arme genommen und die Augen zugedrückt hätte. Aber vor dem Bette stand Jesus, der treue große Freund der Kinder und ließ ein Traumgesicht an des Knäblein Auge und Seele vorüberziehen, damit ihm beim Aufwachen das Weinen nicht mehr komme.

Es war Weihnachtsabend. Friederle stand in seiner kleinen Kammer, und harrete seines Christbaumes. Da kam ein schöner Mann mit goldenem Kleid und goldenen Flügeln, und führte ihn in einen großen Saal. — O, wie sah's da aus! das Knäblein riß die Augen auf, denn da war lauter Glanz und Herrlichkeit, und es dünkte ihn, er wäre im Himmel. In der Mitte stand ein

Christbaum, strahlend von Lichtern und beladen mit guten Sachen, und unter demselben — — o, was lagen da für Dinge! — Bücher und Bilder, Schaukelpferd und Soldaten, Kleider und Schuhe, Schlitten und Handschuhe, Kuchen und Zuckerbrod, Würste und Lebkuchen, — kurz, Herz, was begehrtst du? lag, stand und hing um den großen Christbaum herum. Ein Weilchen staunte der Bub und war ganz überwältigt von diesem großen Reichthum; da trat der freundliche Mann zu ihm und sagte: „Nun, Friederle, was Du da siehst ist Alles Dein! iß was Du willst, spiel' was Du willst, thue an was Du willst, Alles gehört dem Friederle!“ Da lachte der Kleine und trat einen Schritt näher zu den Sachen und wagte es mit dem Fingerchen den schwarzen Schornsteinfeger anzurühren, der dort in der Puppenküche die Leiter hinaufstieg und dann erblickte er die Pelzkappe mit der goldenen Quaste und setzte sie lachend auf seinen Kopf, und nun hatte er Muth bekommen und biß in einen dicken Leb-





kuchen hinein; jetzt war alle Angst vorbei, das Bübchen vergnügte sich ein Weilchen nach Herzenslust und musterte sich nacheinander die vielen schönen Sachen; aber auf einmal sah der Friederle um und sagte: „Wo ist denn die Mutter und der Vater?“

„Die sind nicht da, Friederle“, sagte der fremde Mann, „ich weiß nicht wo sie sind, das macht aber auch nichts, spiel' Du nur weiter und isß was Dir schmeckt.“

Da läßt das Bublein den Lebkuchen aus der Hand fallen und läuft hinter den Baum, hinter den Schrank, hinter die Puppenküche und ruft in einem fort: „Mutter, Vater!“ und sucht in allen Ecken und findet niemand als den fremden Mann, der ruhig lächelnd zusieht.

„Ich will heim, heim zu meiner Mutter!“ ruft er endlich in größter Herzensnoth und sucht die Thüre; aber, ach! da ist nirgend's eine Thüre, alles zugestellt mit schönen Sachen! er rennt von einer Wand zur andern, alles umsonst, keine Thüre, kein Fenster, alles zu! Da bricht der Bub in

die bittersten Thränen aus; in einem Eckchen fällt er nieder, ermattet von Angst und Leid, hebt seine Stimme auf und weint; aber wie er so weint und das Herzchen ihm klopft und hebt, — da fühlt er sich plötzlich umfaßt von liebenden Armen und eine Stimme, o, so süß, so heimlich! tönt in sein Herz wie Musik aus der Heimath, Töne aus dem geliebten Vaterhaus: „Friederle, lieber, goldiger Bub, wach' auf, Du Schläfer, heute ist Christtag!“ und der Bub schlägt die Augen auf, und wo sieht er hin? Hinein sieht er in die Augen seiner lieben, lieben Mutter, die sich über ihn gebeugt und ihm die Thränen von den rothen Backen gewischt hatte. Und der Friederle lacht mit dem ganzen Gesicht, hängt sich seinem Mutterle an den Hals und sie hebt ihn heraus aus dem Bettchen mit vielen lieben Mutterworten und setzt sich mit ihm an den Ofen. Denn da war das Plätzchen, wo der Friederle alle Tage sein Gebet verrichtete.

Und nun sagte ihm die Mutter, daß





heute Christtag sey, daß heute ihr lieber Herr und Heiland in der Krippe gelegen in Bethlehem's Stall, und einen harten blutigen Weg zu machen habe, damit wir können in den Himmel kommen. Der Friederle hatte die Händchen gefaltet, hört mit Ernst und Andacht zu, was die Mutter sagt; und sie sagt noch viel von der Liebe des Heilandes und legt gute, heilige Saatkörner in das junge Herz des Kindes. — Da geht plötzlich die Thüre auf und das Knäblein sieht einen hellen Strahl -- und der Vater kommt herein, stellt ein Christbäumchen auf den Tisch, klein und mit wenig Lichtern, aber es glizert und glänzet in des Kindes Herz hinein, tausendmal schöner als der Baum im Traum, in der andern Hand hat er ein Körbchen mit Äpfeln, Nüssen und einem gebackenen Mann. Das gibt er dem Friederle. Dieser aber umfaßt mit einem Arm der Mutter und mit dem andern des Vaters Hals, sieht bald den Vater, bald die Mutter und bald den Christbaum an mit jenem ganz

ungetrübten glückseligen Kinderblick, den wir Erwachsene nur noch an den Kindern kennen.

„Vaterle, Mutterle“, sagt er, „ich hab' Euch lieb!“ Ach, er hatte es ja heute Nacht im Traum erfahren müssen, ein Kind, umgeben von Herrlichkeiten aller Art, es ist dennoch arm, ganz arm, wenn es keinen Vater und keine Mutter hat. Das spürte das Knäblein durch und durch.

Was aber in diesem Augenblick in des Kindes Herz vorgegangen ist, das hat weder die Mutter noch der Vater verstanden; erst als Friederle im Laufe des Tages theilweise seinen Traum kauderwelschte, und die Lisbeth nach und nach das ganze Bild davon bekam, da verstand sie die Arbeit ihres Herrn in stiller Nacht; sie verstand das eigenthümlich innige Wesen ihres Kindes an diesem Morgen und lobte und preiste mit heißen Dankesthränen ihren lieben Heiland, der sich so sichtlich im Größten wie im Kleinsten Seiner Heerde selbst annimmt, indem Er die Lämmer in

Seinem Busen sammelt und die Schafmütter führt.

Friederle, sagt der Vater, wir haben Dir noch viel mehr schenken wollen als das; aber der liebe Heiland hat ein Paar andere arme Kinder geschickt und hat gewollt, daß ich ihnen Etwas gebe, weil sie gar nichts hatten; gelt, das ist Dir recht, Friederle? Und der Bub sagt: „Ja“ und will den armen Kindern auch von seinen Nüssen und Äpfeln schenken.

Als Lisbeth des Abends wieder gemüthlich bei ihrem Friederich saß, und der Kleine schon schlief, da hat sie die Sache ihrem Mann erzählt, und der Brunner, sein Weib und der Friederle haben diesmal das glücklichste Christfest in ihrem ganzen Leben gefeiert, denn:

Geben ist feliger denn Nehmen.

## Die Erdbeeren.

---

Es sind jetzt viele Jahre, da lag in einem Dorfe des württembergischen Unterlandes ein todtfranker Mann auf seinem Bett. Er war noch nicht alt, sondern viele Leiden hatten seinen Leib verzehrt, die Seele aber geläutert und zum Heiland geführt. Als er nun fühlte, daß sein Tod sehr nahe sei, rief er sein Weib und seine drei Kinder an sein Bett, faltete die abgezehrten Hände, betete und sprach: „Herr Gott, Vater und Herr meines Lebens! Ich habe Dir alles übergeben; und ich weiß, daß ich Gnade gefunden habe vor Dir. Darum hoffe ich zu Dir, Du werdest meine Bitte erhören. Siehe ich sterbe arm, und arm hinterlasse ich Weib und Kinder: aber ich weiß, daß Du der Vater der Waisen und Beschützer der Wittwen bist. Ich will

nicht sorgen; versorge Du sie! Ich bitte auch nicht um Güter dieser Erde für sie; aber darum flehe ich Dich an: erhalte sie nur bei dem einigen, daß sie Deinen Namen fürchten, damit wir einst alle einander wieder finden im Himmel! Amen." Nun legte er die Hände auf sie und segnete sie; dann wendete er sein Angesicht gegen die Wand und sprach: „seid nun stille und lasset mich ein wenig ruhen.“ Und als sie nach des Vaters Gebot recht stille waren, und nur leise die Thränen von ihren Augen rannen, da hörten sie ihn bald nicht mehr athmen; er war sanft entschlafen.

In den ersten Jahren nach des Vaters Tod hatte die Wittwe mit ihren Waisen keinen Mangel. Sie waren fleißig, die Kinder halfen arbeiten, und keinen Tag vergaß man des Gebets; so fehlte es bei aller Armuth doch nie am täglichen Brod. Aber nun wurde es auf einmal ganz anders; Gott schickte eine große Theuerung in das Land. Denn unser himmlischer Vater läßt zwar Seine Sonne aufgehen über

die Bösen und über die Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte (Matt. 5.. 45.); aber er straft die Menschen auch zu Zeiten über ihre Sünden und sucht ihre Missethaten heim, damit sie wieder beten lernen und sich von Herzensgrund zum Herrn befehren sollen. In solcher Zeit der Trübsal geht es zwar auch den frommen Leuten hart; aber doch beweist sich Gott an Seinen Kindern besonders freundlich, daß man sieht, was für ein Unterschied sei zwischen dem Gerechten und Gottlosen, und zwischen dem der Gott dienet, und dem, der ihm nicht dienet (Mal. 3. 18.) Jedenfalls murren sie nicht, wie die Gottlosen, sondern beugen sich und ruhen in Gottes Willen, und so können sie noch loben und danken und sich sogar der Trübsale rühmen (Röm. 5. 1—5.) Auch im Hause der Wittwe fehlte großer Mangel ein. Nur einmal des Tags konnten sie noch essen; aber sie waren mit dem wenigsten zufrieden, und nie haben sie gebettelt. Kinder daran denket, wenn ihr oft unzu-

frieden seid mit eurer Speise, oder unerfättlich, wenn ihr etwas Gutes habt, oder neidisch, wenn andere mehr und etwas Besseres haben. Hat nicht der Prophet Elias in der Theurung nur kümmerlich sein Leben gefristet (1 Kön. 17.)? Hat nicht unser Heiland selbst 40 Tage und Nächte gefastet draußen in der Wüste? (Matth. 4, 2.).

Einmal im Sommer des Jahres 1817 war weder Brod, noch Mehl, noch Milch, noch Geld im Hause der Wittwe. Da sagte die Mutter nach dem Morgensegen zu ihren zwei ältesten Mädchen, deren eines 15, das andere 10 Jahre alt war: „Kinder, wenn ihr etwas essen wollt, ich kann euch nichts mehr geben, gehet also in den Wald, sammelt Erdbeeren und verkauft sie zu Mittag an die Studenten im Kloster zu M. Bis Mittag könnt ihr für 6 Kreuzer Beeren gefunden haben, dann bringt mir das Geld nach Hause, daß ich wieder Brod kaufen kann; indessen will ich mich nach einer Arbeit umsehen.“ Die Mädchen gin-

gen willig, obwohl sehr traurig fort, ohne Frühstück, sie waren das schon lange nicht mehr gewohnt. Sie fanden Erdbeeren, doch nicht so reichlich, daß sie es gewagt hätten, mehr als nur hie und da einige Beerchen selber zu essen, um die trockene Zunge etwas anzufeuchten; denn sie fürchteten, ihre Geschirre würden sonst nicht voll. Bis Mittag hatten sie aber doch genug, gingen nun vom Wald aus in das nahe gelegene Kloster und warteten bis die Studenten herabkämen in den Speisesaal, um vor dessen Thüre ihre Beeren an den einen oder andern zu verkaufen. Eine Schaar von Bettlern wartete ebenfalls, um das übrige Brod der Studenten zu erhaschen. Das müde, hungernde zehnjährige Mädchen stellte seinen Topf vor sich auf den Boden. Nun schlug es zwölf. Im dichten Gedränge sprangen die Klosterschüler die steinernen Treppen herab. Die Kleine, etwas auf der Seite stehend, fürchtete nichts für ihren Topf. Doch einer der Studenten wollte die andern überholen, sprang





auf die Seite aus der Reihe, kam dem Erdbeerentopf zu nahe und warf ihn um. Er sah nicht zurück nach dem jammernden Kind, sondern eilte weiter; die Bettler aber fielen hungrig über die ausgeschütteten Beeren her und aßen sie aus dem Staube. Die Hälfte ihrer Tagesarbeit, ach, die Hälfte ihrer Nahrung hatten die armen Mädchen somit verloren! Bald war das Mittagessen der Studenten vorbei. Viele brachten Brod heraus, die Bettler rissen es ihnen im Gedränge aus den Händen. Weinend standen die Mädchen mit ihrem einen Erdbeerentopfe; Niemand kaufte sie ihnen ab, und Niemand gab ihnen etwas. Sie warteten eine Stunde, Niemand wollte Erdbeeren; noch eine Stunde, es war umsonst. Sie beteten wohl stille; die älteste tröstete die kleinere Schwester; aber heimlich weinten sie beide, Gott habe sie diesmal doch verlassen; und wenn ihnen das kleine Brüderchen zu Haus einfiel, so vergingen sie fast in ihrem Jammer. Aber Gott hatte sie nicht verlassen. Der barm-

herzige Vater im Himmel denkt an alle seine Kinder und vergißt keines über dem andern, hilft auch dem einen durch das andere, und so macht Er beide fröhlich, die da geben und die da nehmen. Wir werden es gleich sehen.

Da die Mädchen doch nichts verkauft hatten, so aß jedes eine kleine Hand voll von den Beeren, die übrigen gedachten sie der Mutter und dem Kleinen heim zu bringen. Nach einer Viertelstunde gelangten sie an den Wald; plötzlich sahen sie einen Mann da liegen am Wege, nicht schlafend, nicht todt, aber dem Sterben nahe. Sie fragten ihn, er konnte nicht mehr antworten, nicht einmal mehr seine Augen öffnete er. Da dachten die Mädchen: „er wird hungrig sein,“ ihr eigener Hunger ließ sie das vermuthen, sie knieten neben ihn nieder und schoben ihm einige Händchen voll Erdbeeren in den trockenen, offen stehenden Mund. Und siehe, der Mann schlug die Augen auf, fing an zu sprechen und zu danken und Gott zu loben für





die wunderbare Hülfe durch diese Kinder, und setzte nun seinen Weg bis an das nahe Ort M. fort. Auch er war ein Armer, auch er hatte noch nie gebettelt; Hunger und schwüle Mittagshize hatten ihn dem Tod nahe gebracht.

Heiter wanderten nun die Mädchen heimwärts. Es war ihnen, als hätten sie das beste Essen in Fülle gehabt; keine hungerte mehr. Sie hatten wohl nur noch einen halben Topf mit Erdbeeren, aber sie waren ja noch reicher als jener arme Mann. Da gelangten sie an eine Steige, die sie hinabführte ins Thal, wo ihr Dörfchen stand. Und siehe, langsam mit schwitzenden Pferden fuhr eine schöne Kutsche herauf; eine vornehme Frau saß allein in derselben. Hunderte von Kindern mochten ihr an diesem Tag schon bettelnd nachgelaufen sein; aber unsere beiden Mädchen nicht, sie gingen stille an ihr vorüber. Da ließ die Frau halten, rief den Kindern und kaufte den halben Topf Erdbeeren gerade um so viel Geld, als sie für die beiden

ganzen Töpfe zu bekommen gehofft hatten, um 6 Kreuzer. Soll ich euch nun sagen, wie hoch erfreut die Kinder gewesen seien? Nein, das muß ein jedes selbst fühlen, das kein Herz von Stein hat.

Also hat Gott wohl die Mädchen, und wie sie dachten, ihre Mutter und ihr Brüderchen eine Zeit lang leiden lassen, aber damit hat er einen Sterbenden errettet, und ihnen hat er gezeigt, daß er dennoch helfen könne, und daß er schon hier auf Erden vielmals reichlich vergelte. Aber die Mädchen haben dabei einen noch über alles großen Gewinn gehabt, sie haben gelernt, auf Gott vertrauen in aller Noth, zu aller Zeit, an allen Orten. Mit Freuden brachten sie ihre 6 Kreuzer nach Hause. Und für die Mutter und das Brüderchen hatte Gott indessen auch gesorgt. Die Mutter hatte eine Milch geschenkt bekommen und nur auf das Geld zu Brod gewartet. Jetzt durften sie sich satt essen, und bald erbarmte sich Gott aller Dürsti-

gen und Armen überhaupt und schenkte wieder gute Zeiten und Prods genug.

Seit der Zeit ist es den Mädchen oft übel gegangen; aber sie haben sich jenes Tages oft erinnert, und Gott hat ihnen immer wieder geholfen, auch wenn sie es nicht hofften. Sie sind wohl noch arm, aber sie haben schon manchen Nothleidenden von ihrem Wenigen gespeist und erquickt. Auch ist der Segen ihres frommen, seligen Vaters auf ihnen geblieben.

Wer aber jetzt diese Geschichte gerne gelesen und über den Ausgang sich mit mir gefreut hat, dem will ich noch drei Sprüchlein aus dem Worte Gottes herschreiben zum Auswendiglernen; bittet die Mutter oder den Vater, daß sie euch die Geschichte von der Wittwe zu Zarpath erzählen möchten. (1 Könige 17).

Das sind aber die Sprüche:

- 1) Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen (Ps. 91, 11 zc.).

- 2) Gelobet sei der Herr täglich. Gott legt uns eine Last auf, aber Er hilft uns auch;
  - 3) Wir haben einen Gott, der da hilft und den Herrn, der vom Tode errettet.  
(Ps. 68, 20 2c.)
-

### III.

## Der Kindlein Weihnachtsfeier.

---

Es war um die heilige Weihnachtszeit, da saß in der oberen Stube eines Pfarrhauses zu Burgthal, versammelt um ihren Lehrer und Seelsorger, ein Häuflein Kinder: es waren Mägdlein von acht bis zehn Jahren. Draußen war es kalt und winterlich; dichte große Schneeflocken flogen leise von oben herab und bedeckten die Erde mit einem weißen Tuche, aber den Kindern ward es warm um's Herz, denn sie standen im Geiste zu Bethlehem an der Krippe des holden Kindes Jesu. Eben hatte der Prediger ihnen die Weihnachtsgeschichte aus Luk. 2 vorgelesen, und die Kinder hingen an seinem Munde, und es entging ihnen kein Wort. — „O freuet euch, lieben Kinder,“ sagte er, „auch euch ist der Heiland geboren, und wenn ihr ihn

liebet, so führt er euch zu sich in Seines Vaters Haus, wo ihr ihn schauen dürfet.“

„Ihn schauen!“ sagte Maria, die Jüngste im Kreis, des Pfarrers einzige Tochter, und sah mit Lebhaftigkeit dem Vater in's freundliche Angesicht, „o mein Vater, ich möchte Ihn heute schon schauen!“

„Und ich möchte Ihm alles geben, was ich habe, so lieb habe ich ihn,“ sagte die kleine schüchterne Bertha.

Und alle Kinder blickten so innig und begierig den Prediger an, als erwarteten sie von ihm, daß er ihnen den Heiland heute schon zeige.

Dieser aber sagte: „Meine Kinder, das Stündlein, da wir ihn schauen dürfen, ist schon bestimmt, und wenn wir ihm treu bleiben, so wird es sicher kommen; wollt ihr ihm aber aus Liebe etwas schenken, da könnt ihr es heute schon thun, wenn er schon nicht mehr sichtbar auf Erden wandelt; denn er spricht ja: „Wahrlich, ich sage euch, was ihr gethan habt Einem unter diesen meiner geringsten Brüder, das

habt ihr mir gethan!" — „Nun hört, in meiner Gemeinde sind viele arme Kindlein, denen macht Niemand eine Weihnachtsfreude, wie wäre es, wenn ich jedem von euch so ein armes Kind nennen würde, und am Weihnachtsabend in der Dämmerung ginge jedes von euch allein in das Haus seines Kindes und ihr brächtet ihm dann etwas, wozu euer Herz euch treibt; viel braucht es nicht zu sein, aber von Herzen muß es gehen.“

Da lief ein stiller Jubel durch das Kinderhäuflein; das eine wurde feuerroth, das andere rieb sich die Hände, ein drittes rief: „O, ich weiß schon, was ich thue!“ das vierte schien noch mit sich zu kämpfen, und das fünfte, unsere Maria, saß da mit gefalteten Händen, und in ihrem Herzen hieß es, „o, ich darf dem Heiland etwas schenken!“ wer Augen dafür gehabt hat, hat's ihr können aus dem Angesicht heraus lesen.

Jedem Kinde wurde nun der Name eines armen Kindes gesagt, und reich wie

noch nie, verließen sie das obere Stübchen des Pfarrhauses, und kehrten heim zu ihren Eltern.

---

Das Christfest nahte. Am Vorabende, ehe noch die Dämmerung einbrach und in vollen Tönen das Festgeläute der Domkirche durch die Stadt hallte, und laut die Freude verkündigte, die allem Volk widerfahren ist, da verließen die fünf Mägdlein leise ihre Wohnungen; — lassen wir sie ziehen, der Herr im Himmel freut sich ihrer und nimmt ihre Dankopfer an, und folgen wir nur einem oder dem andern von ferne nach; zuerst unserer Maria.

Ihr Körbchen an der Hand, und im Herzen eine Freude, die ihre Schritte beflügelt, wandert sie fröhlich durch die Straßen. Das Gewühl der Menschen, der Glanz der Läden halten sie nicht auf, ja sie bemerkt es kaum; ihr Herz ist zu Bethlehem, und dem Kinde Jesu will sie etwas bringen.

Endlich gelangt sie in eine abgelegene Gasse, und macht Halt an einem kleinen Haus, das ihr das rechte scheint. Wohnt hier der Tagelöhner Bieder? fragt sie einen Vorübergehenden. „Ja,“ ist die Antwort.

Und nun tritt sie ein durch die niedere dunkle Hausthüre, und folgt einem matten Schein, der von oben her die steile Treppe spärlich erleuchtet. Unserer Maria klopft das Herz; es ist ihr so selig zu Muth, als wäre sie an des Himmels Pforte. Oben angelangt, fragt sie eine alte Frau nach der Familie, die sie sucht. „Die wohnen noch zwei Treppen höher, Jüngferchen, in der obersten Dachkammer,“ sagte diese und leuchtete dann dem Kinde hinauf.

Jetzt steht sie vor dem Kämmerlein; sie faßt Muth, klopft an, tritt leise ein und bleibt, weil man sie nicht bemerkt, stille an der Thüre stehen. Aber was darf sie sehen? Aus der Ecke der ärmlichen Kammer leuchten zwei helle Lichter hervor, in deren Mitte ein Bild lehnt, welches das

Jesuskindlein in der Krippe zu Bethlehem vorstellt. Das Bild ist geschmückt mit Tannenreisern, auf welchen einige kleine Lichter befestigt sind, die freundlich brennen und die Kammer erhellen. Aber wo ist des Kindes Christbescheerung? o, sie ist nirgends; das Kämmerlein ist so gar ärmlich und leer!

Die Mutter, eine schon etwas bejahrte Frau, reicht eben ihrer achtjährigen Tochter die aufgeschlagene Bibel und sagt: „Kind, schenken können wir dir nichts, das weißt du, aber freue dich mit uns, daß Jesus geboren ist, und lies uns jetzt die Weihnachtsgeschichte vor. — Komm, Martin, sagte sie zu ihrem Manne, und setze dich auch zu uns, daß wir alle das theure Jesukind sehen können.“

Der Mann ließ sich auf den Stuhl nieder neben Martha, der Tochter, und diese begann mit lauter Stimme vorzulesen. —

Stille und unbeweglich steht zwischen der halboffenen Thüre unsre Maria, und wagt kaum zu athmen; Niemand bemerkt

sie, denn Alle wenden der Thüre den Rücken zu. Eilig stellte sie ihr Körbchen auf den Boden und schlich stille, wie sie gekommen war, zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter.

Es war ihr um's Herz, als hätte sie einen Blick in den Himmel gethan. Freude-trunken kam sie heim, durchlief eine Reihe von Stuben, bis sie ihre Mutter fand, fiel ihr dann um den Hals, und man wußte nicht recht, ob sie lachen oder weinen wollte.

„Was ist dir, mein Kind; hast du deine arme Martha gefunden?“ frug die Mutter.

„Ja, Mutter,“ sagte sie, „ich habe sie gefunden, o, was habe ich gesehen!“ Und nun erzählte sie in abgebrochenen Sätzen, was sie erlebt hatte, und die Mutter freute sich im Stillen, und der Vater, der auch herzu kam, freute sich mit, und empfahl dem treuen Herrn die Seele seines geliebten Kindes. —

Nun, meine Lieben, laßt uns auch einigen der andern Mägdelein nachgehen und

sehen, was sie erleben auf ihren stillen Gängen. —

Katharine läuft lange, und findet endlich ihre Familie in einer engen Gasse, und zwar in einem Kellerartigen, feuchten Raume. Auf einem elenden Lager liegt eine Frau, bleich und abgezehrt; sie ist krank, dazu eine Wittwe. An dem kleinen Fenster, das auf die Straße hinaus geht, stehen vier Kinder zusammengedrängt, und sehen begierig hinüber in das Nachbarhaus, wo eben ein Weihnachtsbaum angezündet wird. Ach ihnen brennt kein Christbäumlein, den armen, in Lumpen gehüllten Kindern! Verwundert, fast erschrocken, sehen sie der Eintretenden in's freundliche Angesicht; diese aber grüßt sie, deckt ihr ziemlich großes Körbchen auf und sagte, indem sie jedem ein Kleidungsstück und Backwerk darreichte: „Ihr Armen, der Herr Jesus schickt euch eine Weihnachtsgabe.“ Als aber alle sprachlos und voll Freude die liebe Geberin anblicken, da zieht diese ihr Testament heraus und spricht: „Höret, was

die Liebe Gottes an uns gethan hat," darauf liest sie ihnen, nach einem kurzen Gebete, Luf. 2 vor, und legt dann der schluchzenden Mutter das Testament zum Geschenk auf's Bett. Dann eilt sie hinaus, hört aber noch draußen der Mutter: „Danke, Dank!“ — Langsam und mit beflommenem Herzen wandert sie ihrer Wohnung zu. Wie den Armen zu helfen sei, darüber dachte sie nach. Und sie ist nicht zum letzten Mal in dieser Hütte des Glends gewesen.

Lieblicher traf es Bertha; in ihrer Hütte war zwar auch die Armuth daheim, aber auch die Frömmigkeit. Weihnachtsgeschenke waren keine da, aber ein kleiner Tannenbaum stand auf dem Tische mit wenigen Lichtlein, wenigen Aepfeln und Nüssen. Und doch saßen die Kinder so vergnügt und zufrieden um den Tisch herum; denn ihre Mutter erzählte ihnen vom Heilande in der Krippe, von den Hirten, von den Engeln bis zum „Ehre sei Gott in der Höhe!“

„Hier ist gut sein,“ dachte Bertha, als sie ein Weilchen bei den fröhlichen Kindern gestanden hatte, legte dann ihre Gaben unter den Baum, sah noch die glückseligen Angesichter und eilte dann schnell, wie sie gekommen war, ihrer Wohnung zu.

Weniger lieblich trafen es die beiden andern Töchterchen.

Ach, es ist viel Armuth und Noth und Elend auf Erden, und wenig Gottesfurcht, und darum auch so wenig wahre, ächte Freude, Weihnachtsfreude. Wie selten trifft man eine Hütte Gottes bei den Menschen!

„Herr, ich warte auf dein Heil,“ so seufzen wir mit den sterbenden Patriarchen.

Kehren wir nun zurück in das Pfarrhaus, dessen Bewohner wir schon lieb gewonnen haben, und feiern wir mit ihnen Christnacht.

O, was ist das Christfest in einem Hause, da Christus der Herr wohnt und thronet als Freund und König! es ist wie eine Sonne, die ihre Strahlen aussendet in jedes Herz, das im Hause schlägt, wie eine

Sonne, die einen Christtag in der obern Gemeinde verheißt und verbürgt.

Als man Licht anzündete, versammelte sich Vater, Mutter, Kind, Knecht und Magd in des Predigers Studierzimmer, alle im Festtagskleid, und ich glaube, auch alle mit Festtagsgedanken. Der Vater las vor: „Uns ist ein Kind geboren 2c.“ und „Und du Bethlehem Ephrata 2c.“ (suchet und lesset diese Sprüche, liebe Kinder) und endlich: die Erfüllung dieser Verheißungen im Evangelium; dann knieete er nieder, und mit ihm die Hausgemeinde, und sprach ein inbrünstiges Dankgebet zu dem Herrn, der arm ward um unfertwillen, auf daß wir reich würden, und bat den Heiland, um neue Einkehr in sein und der Seinigen Herz, Haus und bei allen, die Christen heißen und es noch nicht heißen.

„Amen“ sprachen alle Hausgenossen, und standen freudig von den Knieen auf.

Der ganze Zug zog dem Festzimmer zu; Marie an der Hand der Mutter, der Vater voran. Er öffnete die geheimnißvolle Thüre.

Maria, geblendet und überrascht von dem wunderbaren Schein des Christbaumes, blieb unbeweglich stehen, die Augen auf die Herrlichkeit gerichtet. Der Vater merkt das und will sein Kind nicht stören. — „Komm, Mutter“, sagte er, „wir singen ein Lied zu Gottes Ehre;“ und öffnete das Klavier.

Und Ihr, geliebte Kinder, die Ihr dies leset, und wohl bald vor einem glänzenden Weihnachtsbaum stehen werdet, dankt dem Herrn für diese selige Freude; und Er erhalte sie Euch noch viele Jahre, ja, wenn es sein könnte, Euer Leben lang rein und ungetrübt von Thränen und Sünden; ach, die Sünden, sie trennen uns von unserm Gott, sie verwandeln die freundlichen Lichter des Christbaumes in feurige Pfeile, die in das Gewissen fahren und brennen. Ach Gott, behüte uns vor Sünden!

Als Maria die lieblichen Töne hörte, da sang sie auch mit, hüpfte zu ihrem Christbaum, und Alle freuten sich mit und Jedes empfing seine Gabe. Zuletzt umschlang sie mit ihren beiden Armen Vater

und Mutter auf einmal, küßte sie und dankte für Alles; und zum Herrn sagte sie, ehe sie sich niederlegte, in ihrem verborgenen Winkelchen:

O Jesu lieb, o Jesu mein,  
O laß mein Herz dein Kripplein sein!

So endete Mariens achter Christabend. —

Was die arme Familie bei Entdeckung des reichbeladenen Körbchens empfand, hat sie nie mehr erfahren, so oft sie auch mit ihren Gedanken in dem Dachkammerlein weilte.

Aber des unbekanntem Gebers ward nicht vergessen bei den Armen; so oft der Vater die warmen Halstücher ansah, sagte er: „Der Herr vergelt's der frommen Seele, und lasse ihr diese Gutthat noch in ihrer Todesstunde tröstlich sein!“

Seither ward auch täglich in der Dachkammer für den lieben Geber gebetet.

---

Ein Jahr war vergangen, und der Weihnachtsabend kam wieder. Wieder läutete die Festglocke, wieder wurden die Christ-

bäume zugerichtet, wieder verließen kleine Mägdelein ihre Häuser und eilten so freudig, ein Körbchen an der Hand, durch das Gewühl der Straßen, und verloren sich in den einsamen Gäßlein. Aber es waren ihrer nur Biere; wo bleibt das Fünfte? Es ist droben bei Jesu Christo, und feiert das Christfest mit den Engeln und himmlischen Heerschaaren.

In unserm Pfarrhause ist es heute so still, so ernst, so bang, als ob es nicht Christnacht wäre, die Freude für alles Volk gebracht hat. Anna, die Köchin, steht so traurig am Heerd, mit einer Hand schürt sie das Feuer, mit der andern wischt sie die Thränen ab. Die Mutter wandelt stumm und bleich, aber gütig und mild wie immer, durch die Zimmer; sie schmückt einen Christbaum, aber ihre Hand zittert und schwere Seufzer dringen aus ihrer Brust, und droben in der Studierstube sitzt der Pfarrer vor der großen Bibel und betrachtet den Text auf morgen aus Luk. 2, und sein Blick ruht lange auf dem Jubel-

ruf der Engel: „Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude zc.“ wieder und immer wieder liest er das Wort, bis eine Thräne seinen Blick trübt. Da stützt er sein Haupt auf die gefalteten Hände, die sein Angesicht bedecken; — lassen wir ihn; er steht vor seinem Herrn, er ringt um die Christtagsfreude für sich und seine Gemeinde, denn seine Seele ist betrübt. Sehen wir inzwischen, was der Pfarrfamilie begegnet ist — ihr werdet's zwar schon errathen haben, liebe Kinder.

Es war vor vierzehn Tagen, da kam Maria krank aus der Schule heim, die Mutter legte sie zu Bette; die Krankheit stieg von Tag zu Tag, und den Eltern wurde es unaussprechlich bange; nicht aber dem Kinde. Mit seligem Lächeln blickte es seine Eltern an, küßte ihre Hände und ihr Angesicht mehrere Mal, und sagte dann, indem es gen Himmel deutete: „Dort, dort sind die Engel; o, sie kommen und bringen mir ein weißes Kleid, und tragen mich heim, heim zum Heiland.“ Dann schwieg

sie wieder; plötzlich fuhr ein Freudenstrahl über ihr feuerrothes Gesichtchen; „Mutter, Mutter! dort sitzt die Martha vor dem Bild mit den Tannenzweigen und liest vor,“ rief sie und richtete sich rasch auf; o Mutter, grüße sie von der Maria; bringe ihr mein Sonntagskleid.“ Dann fiel sie wieder erschöpft nieder und schien zu schlummern. Den neunten Tag war das Kind ganz stille, und als seine Mutter sich über sein Bettchen beugte und fragte: „Mein Töchterchen, wie geht es dir?“ Da sagte es: „O, liebes Mütterlein, ich möchte Jesum gerne sehen!“

„Ach, wann wirst du Ihn sehen?“

„Gar bald, gar bald!“

„Was hat Jesus für dich gethan, daß du dich so auf Ihn freust?“

Da blickte das Kind mit einem himmlischen Lächeln die weinende Mutter an, streckte beide Arme aus und sprach: „Liebe Mutter, so, so ist Er am Kreuz für mich gestorben.“ Und unter diesem Ausstrecken der Arme entschlief Maria sanft und selig.

Nun wißt Ihr Alles, liebe Kinder; aber Ihr wißt auch, daß der Herr nicht von Herzen die Menschen betrübet, und daß Er es ist, der die zerbrochenen Herzen heilt. —

Freundlichen Angesichtes kam der Pfarrer mit seiner Studirlampe herunter in das Zimmer seiner Gattin; eine Ergebung, eine selige Freude, wie sie nur Kinder Gottes haben, lag auf seinem ganzen Wesen.

„Nun, Dora,“ sagte er freundlich, „laß uns jetzt die Kinder rufen, die schon lange im Vorzimmer warten.“ Es waren acht arme Mädchen, die im Pfarrhaus ihr Christgeschenk empfangen sollten.

Wieder las der Prediger mit allen die Weihnachtsgeschichte, und sprach dann noch ein heißes Dankgebet, worauf sie zum Festzimmer zogen. O wie glänzten die Angesichter der armen Mädchen, — Martha war auch dabei, — als sie, vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben, vor einem Christbaum gestanden.

Die Pfarrerin theilte ihnen dann ihre Gaben aus, und hatte für jedes ein mütter-

liches Wort, einen Blick der Liebe und des Erbarmens, das spürten die Armen, und es hat ihnen fast noch wohler gethan, als die Kleidungsstücke und das Zuckerbrod.

Als Jedes sein Theil erhalten hatte, zogen sie dankend und freudig ihren Hütten zu.

Aber nun, da es wieder stille ward im Pfarrhaus, die Lichter abgebrannt, die Tische leer, da erfaßte von Neuem ein tiefes Schmerzgefühl die Seele der Pfarrerin; seither hatte sie sich stark gemacht, aber jetzt war das Maaß voll; sie empfand es durch und durch, daß sie kein Kind mehr habe.

Bebend ließ sie sich auf einen Stuhl nieder und schluchzte. — Aber ihr Gatte trat herzu, umfaßte liebend ihr Haupt und sagte: „Nicht also, mein Weib, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet.“ —

„Fürchtet euch nicht,“ heißt die Weihnachtsbotschaft, „siehe, ich verkündige euch große Freude,“ denn Der ist geboren, der gesagt hat: „Kommet her zu Mir alle, die ihr

mühselig und beladen seid," der gesagt hat: „Alle eure Haare sind gezählet.“ Aber Dora, lehnte ihr Angesicht an ihren Gatten, und die Thränen flossen fort. „Warum betrübst du dich, meine Seele," sprach er weiter mit so milder Stimme, „und bist so unruhig in mir; harre auf Gott, denn du wirst es ihm zuletzt noch danken, daß Er deines Angesichtes Hülfe und dein Gott ist.“ „Er will unser Kind selbst erziehen, Er will uns unsre Maria wieder geben.“

Es ist nur um ein kurzes „Nun“

Und um den letzten Schlaf zu thun! —

Bei diesen Worten hörte man ein Geräusch im Vorzimmer; der Pfarrer öffnete die Thüre, draußen stand ein Knabe von etwa 10 bis 11 Jahren. Bleich und schüchtern sah er den Pfarrer an, der ihm winkte, hereinzukommen in die warme Stube.

„Die Annaliese hat gesagt," stotterte der Knabe, „hier dürfe man einen Christbaum sehen; darf ich ihn auch sehen?“

„Ja freilich, mein Kind," sagte lächelnd

der Pfarrer,“ setze dich nur und wärme dich, er soll bald wieder brennen.“

Darauf befestigte er schnell noch einige Lichter an den Baum und zündete ihn rasch an. Und als er nun brannte, da überstrahlte das Angesicht des Knaben eine selige Freude, so daß die Thränen der Pfarrfrau unwillkürlich versiegeten. Sprachlos, mit gefalteten Händen, keinen Blick von dem Baum verwendend, stand der Knabe da, bis die Lichter abgebrannt waren; dann stand er auf, bedankte sich vielmals beim Herrn Pfarrer und wollte gehen. Aber die Pfarrerin war wieder stark geworden; „Nein, Alter!“ sprach sie, indem sie ihm freundlich in's Auge sah, „so gehst du nicht fort, du bleibest zum Nachtessen bei uns.“ — Der Knabe dankte und blieb. Aber ihr Mutterblick hatte etwas gesehen, das tief in ihr Mutterherz drang. Eine Wehmuth lag in des Kindes Angesicht, ein gewisser Zug von Heimweh, den sie wohl verstand. Sie betrachtete ihn lange, ohne daß er's merkte;

— noch zitterte er vor Frost; seine Kleider konnten ihn ja nicht schützen, sie waren so leicht und armselig! und doch lag neben der Wehmuth eine Zufriedenheit und Dankbarkeit auf des Knaben Antlitz, die selten ist. — „Wo bist du her, mein Kind?“ frug sie theilnehmend

„Ich diene bei einem Bauern in dem nächsten Dorfe Leinthal; ich bat ihn, mir zu erlauben, heute in der Stadt einen Christbaum zu sehen.“

„Hast du keine Eltern mehr?“

„Nein, seit sechs Jahren sind sie todt.“ —

„O, wenn sie noch lebten, so bekäme ich heute auch einen Christbaum,“ sagte er zaudernd.

Das Nachteffen war bereitet; der Knabe, er hieß Friedrich, aß mit, stand dann auf, dankte recht herzlich dem Herrn Pfarrer und seiner Gattin, und wollte gehen; diese aber hielt ihn zurück, sah fragend ihren Gatten an und sagte leise: „Lieber, was denkst du, was wollen wir thun?“

„Ich verstehe dich, mein Weib, thue, wozu dein Herz dich treibt.“

„Wir wollen den Knaben behalten,“  
flüsterte sie.

Da reichte der Pfarrer seiner Dora die Hand und sagte: „Der Herr segne es!“

Und der Knabe blieb im Hause des Predigers; der Vater der Wittwen und Waisen hat ihm in dem Pfarrer und seiner Gattin wieder ein treues Vater- und Mutterherz geschenkt. Den betäubten Eltern aber gab Er, der da weiß, was wir bedürfen, ehe denn wir ihn bitten, in Friedrich einen Sohn, der ihnen mit der treuesten, zartesten, dankbarsten Liebe ergeben war, der es nie vergaß, was Gott in diesen Menschen an ihm gethan habe, und der endlich als Prediger der Gerechtigkeit Den verkündigte, der Knechtsgestalt annahm, auf daß wir Gottes Kinder würden.

---

#### IV.

### Die Einladung.

---

Wenn ihr etwa meintet, ich wolle euch von einer Einladung zu einer Mahlzeit oder Gesellschaft berichten, und was dabei aufgetragen oder erzählt worden sei, so irret ihr euch. Von einer Einladung in eine Kirche sollet ihr vielmehr eine liebliche Geschichte vernehmen. „Wie kann man denn aber in eine Kirche einladen? werdet ihr fragen, da darf ja jeder hinein, wer will.“ So höret also.

Vor einer Kirche in Glasgow, einer bedeutenden Stadt in Schottland, stand an einem Sonntag Nachmittag eine Frau mit ihrem etwa 13jährigen Knaben, der eine kleine Bibel trug. Die Frau war vermög-lich; und was viel mehr ist, sie war reich in Gott und thätig im Glauben. Tiefe Stille herrschte auf den Straßen, wie das

in Schottland an den Sonntagen eine sehr löbliche, gesegnete Sitte ist. Zwei Bursche aber kamen eben um die Ecke, die machten eine traurige Ausnahme; sie hatten noch ihre Werktagskleider an, sahen schmutzig aus, und man sah ihnen gleich an, daß sie betrunken waren. Als sie an der Kirchthüre vorbei kamen, nahmen sie einen übermüthigen, unehrerbietigen Gang an, lachten, ja fingen sogar an, ein leichtsinniges Lied zu singen. Einige der Kirchgänger drückten ihren Abscheu aus, andere fragten, wo denn die Polizei hingekommen sey? Die Frau aber sagte zu ihrem Sohn: „geh diesen 2 jungen Leuten nach und lade sie freundlich ein, in unsrem Kirchenstuhl Platz zu nehmen.“ In England und Schottland nemlich kauft gewöhnlich jede Familie einen gemeinschaftlichen Kirchenstuhl für Herrn, Frau, Söhne und Töchter, so daß alle bei einander stehen, nicht wie bei uns in verschiedenen Ständen.

Der Knabe holte jene 2 Bursche bald ein und richtete den Auftrag seiner Mutter

aus. Der eine spottete und fluchte; der andere aber war sichtlich betroffen und wurde still. Als sein Kamerad ihn fortreißen wollte, machte er sich los und sagte zu dem Knaben: „als ich so jung war wie du, ging ich alle Sonntage in die Kirche; jetzt bin ich schon seit 3 Jahren in keine mehr gekommen, und dabei ist mir's gar nicht mehr wohl; ich glaube, ich will mit dir gehen.“ Damit faßte er den Knaben bei der Hand und ließ sich von ihm ins Gotteshaus geleiten trotz dem Nachschreien seines Kameraden. So saß er denn im Kirchenstuhl der Frau, wie wenn er zu ihrer Familie gehörte. Der Geistliche sprach über Pred. 11, 1: „laß dein Brod über das Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit.“ Der seltsame Kirchengast war aufmerksam, aber beschämt und niedergeschlagen. Nach der Predigt eilte er hinaus, die Frau holte ihn aber vor der Kirchthüre noch ein und fragte ihn liebevoll: „haben Sie eine Bibel, junger Mann?“ Nein, antwortete er, aber ich kann mir eine

kaufen. „Ich zweifle nicht, sagte die Frau, Sie können natürlich lesen?“ Ja wohl, erwiderte er. „Nun, so nehmen Sie hier meines Sohnes Bibel, bis Sie sich selbst eine kaufen, fuhr die Frau fort. Lesen Sie doch die Woche über fleißig darin, und am nächsten Sonntag kommen Sie auch wieder in die Kirche zu uns.“ Er steckte die kleine Bibel in seine Tasche und eilte fort. In der Abendandacht betete die Frau brünstig um die Bekehrung dieses Jünglings.

Am folgenden Sonntag kam er nicht. Die Frau war betrübt darüber und sprach oft von ihm. Im stillen betete sie viel für ihn. Am dritten Sonntag stellte er sich im Kirchenstuhl der Frau wieder ein. Jetzt war er anständig gekleidet, sah aber sehr bleich aus. Nach der Predigt legte er die Bibel auf die Bank und eilte fort, ohne daß die Frau diesmal etwas mit ihm reden konnte. Auf ein weißes Blatt der Bibel hatte er einige Zeilen mit Bleistift geschrieben und mit seinem Namenszuge

G. C. unterzeichnet, nemlich: er sey in den letzten 14 Tagen krank gewesen; zugleich drückte er eine herzliche Dankbarkeit für die Sorge der Frau um sein Seelenheil aus, bat auch um ihre fernere Fürbitte, und fügte noch bei, er sey aus England gebürtig und gehe in 8 Tagen nach Hause.

Jahre gingen nun dahin; die Frau durfte in die ewige Ruhe eingehen, ihr Sohn wuchs heran, jenes Gastes im Kirchenstuhl gedachte niemand mehr. Nach längerer Zeit ankerte ein englisches Kriegsschiff in der Meeresbucht bei der Capstadt in Südafrika. Der Schiffsarzt war eben der Sohn jener Frau; gleich am ersten Sonntag ging er in die Kirche. Hinter ihm saß ein Herr in mittleren Jahren, der ihn einen Augenblick um seine Bibel bat, sie aber bald wieder zurückgab. Nach dem Gottesdienst aß der Schiffsarzt in einem Gasthof zu Mittag, jener Herr war auch da, trat auf ihn zu und bat ihn nach dem Essen um eine kurze Unterredung. Sie

ließen sich ein eigenes Zimmer geben. Der fremde Herr sah den Schiffsarzt aufmerksam prüfend an, fing an zu seufzen, und Thränen rollten über seine Wangen. Endlich fragte er: haben Sie nicht einmal als Knabe einen betrunkenen Sabbathschänder in Ihren Kirchenstuhl eingeladen? Denken Sie, der bin ich! Er erzählte nun dem Schiffsarzt seine Geschichte. Er habe würdige Eltern gehabt, einen guten Schulunterricht genossen und sey in der Furcht Gottes auferzogen worden. In seinem 15ten Jahr verlor er seinen Vater, und nun war seine Mutter genöthigt, Armuth halber ihn zu einem Handwerk zu thun. Da lernte er denn auch viel Böses, gerieth auf Sündenwege und brach seiner Mutter das Herz. Nun ging er nach Schottland und hatte bereits 2 Jahre schlecht verbracht, als die Mutter des Schiffsarztes durch Gottes Gnade das Werkzeug wurde zu seiner Rettung. Der Anblick einer Mutter und eines Sohnes, die mit einander den Weg des Herrn gehen, erinnerte ihn an die Tage

seiner eigenen Kindheit und an seine Mutter, deren letzte Tage er verbittert und deren graue Haare er mit Kummer in die Grube gebracht hatte. Dieser Schmerz warf ihn damals auf's Krankenlager, von dem er aber als ein neuer, nun bekehrter und begnadigter Mensch wieder aufstehen durfte. Er reiste dann nach England zurück, als ein verlornen Sohn, zu einem Oheim, warf sich diesem in die Arme, der vergab ihm und ließ ihn geistlich studiren, worauf er dann in den Missionsdienst trat und mehrere Jahre in Südafrika arbeitete.

„Im Augenblick, wie ich diesen Morgen Ihre Bibel sah, schloß er seine Erzählung an den Schiffsarzt, erkannte ich sie wieder, und fand beim Nachsehen sogar noch darin, was ich mit Bleistift damals hineingeschrieben hatte. Wissen Sie aber auch, wer mein Kamerad war, der uns vor der Kirche damals nachfluchte und nicht mitging? Ein Mensch, der ein Jahr nachher als Straßenräuber gehenkt wurde. Da sehen Sie das schauderhafte Schicksal, vor dem ich nach

der unergründlichen Barmherzigkeit Gottes durch den Dienst Ihrer Mutter bewahrt wurde. Nicht als ein Brand aus dem Feuer bin ich gerissen worden."

Hebr. 3, 7. 8. Heute, so ihr hören werdet Seine Stimme, so verstockt eure Herzen nicht. V. 12. Sehet zu, daß nicht jemand unter euch ein arges, ungläubiges Herz habe, das da abtrete von dem lebendigen Gott.

---

## Die Blinde unter Gottes Schirm.

---

Am 23. April 1809 erlebte die große und reiche Stadt Regensburg in Bayern einen Schreckenstag, den die Leute dort wohl noch nicht vergessen haben. Der damalige Kaiser von Frankreich, Napoleon, zog mit einem mächtigen Heer wider Oestreich in den Krieg. In Regensburg selber kämpfte ein großer Theil des französischen und östreichischen Heeres erbittert und hartnäckig mit einander; die Stadt wurde angezündet und geplündert. Von der dabei herrschenden Verwirrung, Noth und Jammer kann man sich kaum einen Begriff machen. Es war ein weit ausgedehntes, die ganze Nacht hindurch bis in den folgenden Tag hinein fortwüthendes Feuer, das zum Himmel emporzuschlug und die Nacht zum Tag machte. 150 Häuser in Regensburg, und

95 Gebäude in Sedtendorf wurden in Asche verwandelt. Aber auch hier war die Hand des Herrn ausgestreckt, zu bewahren und zu helfen, wie es viele zu ihrer Freude und Dank erfahren durften. Nur ein Beispiel will ich euch davon erzählen.

Als die Flamme nachgelassen hatte, suchte ein Tagelöhner die Trümmer seiner Wohnung auf. Das war aber nicht nur ein sehr betrübtes, sondern auch ein sehr schwieriges Geschäft; nicht einmal mehr die Straße, viel weniger ein einzelnes Haus war leicht zu finden; denn eine so erschreckliche Feuersbrunst macht, wie der Tod, alles gleich. Endlich erkannte er gewiß, daß er vor dem Aschenhaufen stehe, der sein Haus gewesen war. Es schien ganz abgebrannt, nur noch die nackten Wände standen theilweise da. Es war nicht klein, sondern groß und dreistöckig gewesen, an dem viele Leute Theil gehabt hatten. Sein eigenes Unglück und das der andern Hausbewohner ging ihm sehr zu Herzen; aber am meisten betrübte ihn und wurde ihm innerlich zum

schweren Vorwurf, daß auch ein Mensch werde mitverbrannt seyn, nemlich die 86-jährige Kunigunde Diener, die blind war und dazu noch übel hörte, und die er in Kost gehabt hatte. Sie lag wegen Altersschwäche schon seit langer Zeit her meist im Bett in einer Kammer zu ebener Erde. An sie hatte im Schrecken und Gedränge der Flucht gar niemand mehr gedacht, und als man endlich vergebens nach ihr sah und fragte, konnte man des großen Feuers wegen dem Hause nicht mehr nahe kommen. Der Tagelöhner glaubte daher nicht anders, als sie sey verbrannt, und es war ihm zum voraus überaus schmerzlich, wenn man ihre Gebeine nun unter dem Schutt finden werde. Durch 2 Gewölbe näherte er sich seiner Stubenthüre; zu seiner Verwunderung war diese noch ganz. Er öffnete sie, da fand er, daß auch seine Stube noch unversehrt sey. Rasch trat er in die Kammer der Kunigunde; auch da war alles im alten Stand, und Kunigunde war eben im Gebet begriffen. Voll Freude rief er ihr zu:

„Gott sey Lob und Dank, daß Ihr noch am Leben seyd! Es wäre wie eine Blutschuld auf mir gelegen, wenn Ihr hättet verbrennen müssen. Verzeihet uns doch nur, daß wir eurer so ganz und gar haben vergessen können; aber die Angst und Noth waren auch zu groß und brachen so schnell über uns herein, daß wir uns nicht mehr zu helfen wußten.“ Indessen ließ sich der Tagelöhner jetzt nicht weiter in eine Erzählung ein über das große Unglück, und in Fragen, wie es hier ergangen sey, sondern sorgte nur in Eile dafür, daß Kunigunde aus den Trümmern hinaus und an einen sichern Zufluchtsort gebracht wurde, so wie, daß die noch übrigen Geräthschaften schnell fortgeschafft wurden. Es war auch zu beidem die höchste Zeit, denn kaum war es geschehen, so brach die Stuben- und Kammerdecke nach einander mit großem Gepolter ein, zusammengedrückt durch das große Gewicht der von oben her die Nacht über eingestürzten Böden und Wände. So war Kunigunde glücklich einer zweiten drohenden

Gefahr entgangen und zum zweitenmal gerettet; denn allem Anschein nach wäre unter dieser Masse von Schutt erschlagen worden, wer noch in einem der Zimmer sich aufgehalten hätte. Als Kunigunde wieder bei ihren alten Freunden war, erzählte sie: sie habe immer etwas gehört, wie einen heftigen Platzregen (es war das Prasseln des Feuers, das sie nicht sah und nur undeutlich hörte), und sei dabei ruhig in ihrem Bett geblieben; nach einiger Zeit aber sei ein Gepolter über ihr angegangen, das sie sehr erschreckt habe (wie nämlich die Wände und Decken über ihr zusammenstürzten); sie habe um Hülfe gerufen; wie aber niemand gekommen sei noch geantwortet habe, so habe sie es nicht länger in ihrem Bett ausgehalten, sondern sei in des Tagelöhners Wohnstube hinausgegangen und habe sich in der Angst unter den Ofen verkrochen. Bald sei aber auch hier wieder der starke Lärm über ihr lautbar geworden, und nun sei es ihr unter dem Ofen zu eng geworden, und sie sei eben

wieder in ihr Bett zurückgekehrt und habe sich völlig und ganz in die Hände ihres Heilandes übergeben. Sie habe wohl gewußt, daß da heraus sie kein Mensch und kein Unglück reißen könne. Jetzt aber sei ihre Erhaltung ihr selber ein Wunder; der barmherzige Gott, der die Männer im Feuerofen behütet habe, der allein sei auch ihr Schutz und ihre Hülfe gewesen, daß die Flammen keine Macht an ihr gehabt haben.

Wie gut ist's doch, in der treuen Hand Jesu sein! Fühlst du, daß du noch nicht darinnen bist, so eile und laß es nicht erst auf eine Zeit der Noth anstehen, dich Ihm ganz zum Eigenthum zu übergeben!

So ruh' ich nun, mein Heil, in Deinen Armen;  
Du selbst sollst mir mein ewiger Friede sein;  
Ich hülle mich in Deine Gnade ein,  
Mein Element ist einzig Dein Erbarmen;  
Und weil Du mir mein ein und alles bist,  
So ist's genug, wenn Dich mein Geist genießt.

---

## Das verirrte Kind.

In Amerika gibt es meilenweite Ebenen, die Prärien heißen; da wachsen viele schöne Blumen und das Gras wird so hoch, daß kleine Kinder und manche Thiere gar nicht darin zu sehen sind. Zuweilen sind da Klapperschlangen, deren Biß augenblicklich den Tod bringt; auch giebt es dort reißende wilde Thiere, als Panther, Büffel und Wölfe. Nahe an einer solchen Prärie wohnte ein Mann Namens G.

Herr G. hatte früher in Europa gelebt, aber weil er dachte, er könnte in Amerika seine Familie besser ernähren, war er dahin gezogen. Er war nicht reich, hatte aber doch so viel, daß er sich in Amerika ein Stück Land kaufen konnte. Zuerst hatte er mit seinen Söhnen alle Tage vom Morgen bis zum Abend genug zu thun, um

die hohen Bäume auszuroden, die auf seinem Lande standen.

Während Herr G. und seine Söhne auf dem Felde arbeiteten, hatte seine Frau und seine älteste Tochter, die kleine Marie, zu Hause allerlei zu besorgen. Marie war freilich erst sechs Jahre alt, aber sie gab den Hühnern ihr Futter und fegte alle Stuben rein; die Mutter melkte unterdeß die Kühe und that die übrige Arbeit.

Jeden Abend kam die ganze Familie in der Wohnstube zusammen. Dann wurden die Bücher hergeholt, der Vater unterrichtete Marie, und ihre Brüder und die Mutter saß dabei und nähte. Sie waren immer alle sehr froh und brachten ihre Abende sehr vergnügt zu. Ehe sie zu Bett gingen, las der Vater ein Capitel aus der Bibel und einen Gesang vor, dann betete er und dankte Gott für alles Gute, was sie den Tag über erfahren hatten.

In dieser Gegend wohnen die Leute sehr weit von einander entfernt, und wenn einmal etwas vorkommt, so sind keine Nach-

barn da, die man rufen kann; so war Frau G. immer den ganzen Tag allein mit der kleinen Marie: dies war ihr unangenehm. Herr G. aber fand ein Mittel, wie die Mutter ihm ein Zeichen geben könnte, wenn sie ihn nach Hause wünschte. Er hatte ein großes Jagdhorn, darauf lehrte er seine Frau verschiedene Töne blasen, jeder davon war ein besonderes Signal, das der Vater verstand. Eines Nachmittags hatte Marie Erlaubniß, draußen zu spielen, während die Mutter das Abendessen bereitete. Das Jagdhorn lag auf dem Tische. Marie nahm es, hängte es um, lief mit ihrem Spielzeug hinaus und setzte sich unter einen großen Baum nicht weit von der Pforte. Da flanzte sie einen Garten im Sand und spielte eine Zeitlang mit ihrer Puppe. Bald aber mochte sie nicht mehr still sitzen; sie stand auf und sammelte kleine bunte Steine in ihre Schürze. Dann ging sie nach der Pforte, die offen stand, und sah nach der schönen grünen Prärie hinaus, die sich so weit erstreckte,

als das Auge reichte, und sie wünschte sich ein paar von den hübschen Blumen, die sie zwischen dem hohen Grase sah.

Marie wußte wohl, daß sie nicht allein nach der Prärie gehen dürfte; aber weil sie so gerne ein paar von den schönen blauen, rothen und gelben Blumen haben wollte, kam sie in Versuchung, eine kleine Strecke aus dem Thor hinaus zu gehen, vergaß Alles, was sie von den Schlangen und wilden Thieren gehört hatte und lief hinaus, die Blumen zu pflücken; sie wollte gleich wieder zurückkommen. Aber wer flug ist, hütet sich vor dem ersten Anfang zu etwas Bösem: denn wenn wir den gemacht haben, kann es leicht anders enden als wir meinen, und etwas Schlimmes folgt gewiß. Das erfuhr Marie denn auch. Draußen sah sie so viele Blumen, die sie früher noch nie gesehen hatte, daß sie an nichts Anderes dachte, als sie zu pflücken; sie kam dabei viel weiter von dem Thor weg, als sie gleich zu Anfang gedacht hatte. Aber auf dem Strauche, von dem sie die Blumen

gepflückt hatte, saß ein ganz kleiner Vogel, der zirpte und flog hin und her; er war nur anderthalb Zoll lang und hatte glänzende blaue Federn und dazwischen goldgrüne und rothe; auf dem Kopfe hatte er einen kleinen Federbusch von goldenen und schwarzen Federn; es war ein Colibri. Als Marie ihn sah, rief sie: oh! da flog der kleine Vogel weg nach einer andern Pflanze. Marie wollte ihn gerne haben und ihn in einen Käfig setzen, und lief hinter ihm her, von einer Pflanze zur andern, aber vergebens. Endlich kehrte sie wieder um und wollte nach Hause gehen.

Aber während sie hinter dem Vogel herlief, war sie so weit gekommen, daß sie ihres Vaters Haus nicht mehr sehen konnte, weil ein Theil des Waldes, der nahe dabei war, es verbarg. Da aber in den Prärien keine Wege sind, so konnte die arme Marie nicht wieder nach Hause finden. Sie ward bange und traurig, denn sie wußte, sie hatte Unrecht gethan und ihre Mutter würde sehr böse sein. Voller

Betrübniß setzte sie sich nieder und fing an zu weinen. Sie versuchte auf dem Horn zu blasen, konnte aber keinen Ton herausbringen. Sie sah sich allenthalben um, kein Mensch war zu sehen, auch konnte sie nicht einmal den Rauch aus dem Schornstein auf ihres Vaters Hause wahrnehmen; sie rief, aber Niemand antwortete, denn in der Nähe war kein Haus; keinen Laut konnte die arme kleine Marie hören.

Da saß sie ganz allein in der weiten, weiten Prärie. Bald mußte es dunkel werden, der Thau fallen, und sie mußte dann unter freiem Himmel auf dem feuchten Grase schlafen, anstatt zu Hause in ihrem schönen warmen Bette. Nun betete Marie, Gott möchte ihr vergeben, daß sie vom Hause weggegangen sei. Als sie wieder von den Knien aufstand, sah sie nicht weit von sich ein hübsches, kleines, weißes Lamm, das suchte die zarten feinsten Halme unter dem Grase heraus und war hierbei von seiner Mutter und von den übrigen Schafen abgekommen. Marie war

sehr froh, als sie das kleine Thier sah, und das Lamm schien sich auch zu freuen, denn es war ganz zahm, hüpfte und fraß Gras aus ihrer Hand, als hätte es sie schon lange gekannt. Marie wollte es mit der Hand anfassen und festhalten, aber es sprang davon; Marie lief ihm nach, denn sie wollte das einzige lebende Wesen, das in der Nähe war, nicht aus den Augen verlieren. Sie hatte sich verirrt und Niemand war da, um ihr zu helfen; das kleine Lamm hatte sie gefunden und sie dachte, Gott hätte es hinkommen lassen, um sie wieder nach Hause zu führen, denn von ihrem Vater wußte sie, daß die Thiere durch ihren Instinkt viel besser den Weg nach Hause zurückfinden als Menschen. Daher entschloß sie sich, sie wollte dem Lamme folgen.

Die Sonne ging unter, Marie dachte an ihre Mutter, Vater und Brüder, und ob sie wohl wieder nach Hause kommen würde, ehe es ganz dunkel wäre. Da stand das kleine Lamm auf einmal still und schien

zu horchen; dann lief es ganz schnell weg und verschwand bald hinter einer Baumgruppe, wo seine Mutter war, denn die hatte es gerufen, und das Lamm hatte ihre Stimme gehört, stand sofort still und lauschte.

Die kleine Marie war sehr müde, und fing bitterlich zu weinen an, als sie das Lamm nicht mehr sehen konnte. Aber sie ging doch in der Richtung weiter, die das kleine Thier genommen hatte. Als sie nun bei der Baumgruppe war, was sah sie da? — Ihres Vaters Haus! Ja, es war es wirklich, freilich noch ziemlich weit entfernt, aber es war doch schon zu sehen. Ja, das kleine weiße Lamm hatte sie wirklich wieder nach Hause geführt, und obgleich sie recht müde war, lief sie doch ganz schnell, bis sie das Haus erreichte.

Ihre Mutter saß in der Stube und weinte über die kleine Marie, daß sie fort wäre. Marie lief hinein und faßte ihre Mutter um den Hals und küßte sie. Frau G. war wirklich sehr bange gewesen, denn

es wurden schon oft Menschen in den Prärien von wilden Thieren zerrissen, und hätte das leicht auch das Schicksal der kleinen Marie sein können, denn erst am Tage vorher hatte sich ein Panther am Rande des Waldes sehen lassen.

Sobald Marie wieder nach Hause gekommen war, nahm ihre Mutter das Horn, und ging vor die Thür und blies mehrere Male laut. Bald hörten sie in der Ferne einen Flintenschuß, zum Zeichen, daß Herr G. und seine Söhne ihr Signal verstanden hatten. Nun machte die Mutter schnell das Abendessen bereit, und es währte keine halbe Stunde, bis der Vater und die Brüder zurückkamen. Sie freuten sich sehr, daß Marie glücklich und gesund wieder da war, und wunderten sich, als sie hörten, wie das kleine Lamm ihr den Weg gezeigt hatte. Der Vater nahm sie auf den Schooß und sagte ihr, wie traurig Alle gewesen wären, und wie sie Gott danken könnte, daß er sie aus so vielen Gefahren gerettet hätte. Marie war auch voller Dank gegen

Gott, daß keine Klapperschlange sie gebissen hatte, und schauderte, als der Vater ihr von diesen giftigen Thieren erzählte. Aber am meisten that es ihr Leid, daß sie ihren Eltern so große Sorge gemacht hatte, faßte sie beide um den Hals, bat sie um Vergebung, und versprach ihnen, sie wollte ihnen nie wieder ungehorsam sein.

Ihr Vater sagte ihr, sie müßte auch Gott bitten, daß er ihr beistände, diesen Vorsatz zu halten. Dann knieete er nieder, dankte Gott, daß er sein Kind glücklich wieder nach Hause geführt hatte, und bat, sie möchte, eben so wie sie dem Lamme nachgegangen wäre und so ihres Vaters Haus gefunden hätte, auch durch den heiligen Geist getrieben werden, dem reinen und unbefleckten Lamme zu folgen, welches für uns gestorben ist, die Sünden der Welt getragen hat, und Alle, die ihm folgen zu der ewigen Heimath und nach dem Hause unsers himmlischen Vaters führen will, wo viele Wohnungen bereitet sind für die, die Jesum lieben.

---

## Der zerbrochene Spiegel.

---

Eines Abends in der Dämmerungsstunde saß ich beim warmen Ofen, meine Kinder kamen zu mir und baten mich, ihnen, wie ich manchmal um diese Zeit thue, eine Geschichte zu erzählen. Ich erzählte ihnen von einem kleinen Knaben, der in der Stube mit dem Ball spielte und dabei einen großen Spiegel zerbrach. Er wußte, daß er Strafe verdient hatte und sie wahrscheinlich bekommen würde, denn es war ihm oft verboten, im Hause mit dem Ball zu spielen; als er nun darüber nachsann, was er thun sollte, dachte er: mich hat ja Niemand gesehen, und als er gefragt ward, sagte er, er wüßte nicht, wie der Spiegel zerbrochen wäre, und als er noch einmal gefragt ward, läugnete er es wieder noch stärker.

Dann fragte ich die Kinder, was der kleine Knabe hätte thun müssen. Sie sagten Alle, er hätte gleich die Wahrheit sagen müssen; nur der kleine Philipp schwieg still. Was sagst du, mein Sohn? fragte ich Philipp. Er antwortete wieder nicht. Ich erzählte die Geschichte zu Ende und sagte ihnen zuletzt, daß man immer die Wahrheit sagen müsse. Was ihr auch gethan habt, sagte ich, gesteht es lieber gleich, und wenn ihr auch Strafe bekommt, so glaubt mir, es wird euch doch viel besser zu Muth sein, als wenn ihr eine geheime und nicht verziehene Sünde auf dem Gewissen behaltet.

Darauf mußte ich nach der Küche gehen; als ich nach einigen Minuten wiederkam, fand ich den kleinen Philipp in vollen Thränen, und die andern Kinder kamen auf mich zu und fragten: Mutter, was fehlt Philipp? er hat immer so geweint, seit du hinausgegangen bist, und will uns nicht sagen, was ihm fehlt. Ich fragte ihn: was fehlt dir, mein Sohn? Er sagte nichts,

nichts, sondern schluchzte und weinte nur. Bist du krank? Nein, Mutter. Hast du dich gestoßen? Nein, Mutter. Warum weinst du denn? Aber er weinte nur noch mehr. Endlich stand er auf, legte seinen Kopf auf meine Schulter, hielt die Hände vor das Gesicht und sagte unter lautem Schluchzen: Mutter, ich will es sagen, aber ich kann nicht. Da nahm ich ihn in die Kammer und sagte: Komm mein Sohn, so kann es nicht gehen, du mußt mir sagen, was du hast; hast du etwas gethan, so sage es nur gerade heraus. Aber er schluchzte immer fort und sagte, o nein, Mutter, ich kann nicht. Ich hatte ihn nie so gesehen; ich nahm ihn auf den Schooß und sagte ihm, wenn er etwas gethan hätte, so würde er selbst viel glücklicher sein, wenn er es gleich heraus sagte. Als du neulich einen Splitter im Finger hattest, sagte ich, weißt du nicht mehr, wie du ihn dir zuerst nicht herausziehen lassen wolltest, weil du fürchtetest, das möchte dir weh thun, und da schwoll dein Finger an, und that

sehr weh, und je länger der Splitter darin war, desto größer war der Schmerz, bis du am Ende sagtest, du wolltest den Splitter ausziehen lassen, und obgleich es dir jetzt mehr wehe that, als wenn du ihn gleich hättest ausziehen lassen, so war doch in einem Augenblick aller Schmerz vorbei. Ebenso ist es mit der Sünde in deinem Herzen, Philipp; da ist etwas, das dir Schmerzen macht, und doch hast du nicht den Muth, es heraus zu sagen, aber morgen wird es dir noch schwerer werden. Darum sage es heraus, mein Sohn, sage der Mutter, was du gethan hast. Hast du etwas entzwei gemacht? Ach ja, Mutter. Was denn? — Nach manchen Bitten und vielen Thränen kam Philipp am Ende mit der Sache heraus. Er hatte am Vormittag ein Glas genommen, war damit nach der Pumpe gegangen und hatte es dabei entzwei gebrochen. Niemand hatte es gesehen, und weil er nicht mit einem Glas nach der Pumpe gehen durfte, wußte er wohl, daß er für seinen Ungehorsam Strafe

verdient hatte; darum wollte er nichts davon sagen, und beim Spielen hatte er es schon beinahe vergessen, aber die Geschichte weckte sein schlafendes Gewissen wieder und er sah nun ein, wie unrecht er gethan hatte.

Vielleicht denken Einige von meinen kleinen Lesern: Nichts als ein Glas! wie dumm daß er sich daraus so viel machte. Freilich war es nur ein Glas, aber Philipp hatte gegen Gott gesündigt, zuerst durch seinen Ungehorsam und dann dadurch, daß er sein Vergehen verheimlichte; und ist das eine Kleinigkeit, eine Sünde gegen Gott? Philipp hatte ein Gebot Gottes übertreten, und Gott spricht: wer an einem sündigt, der ist das ganze Gesetz schuldig.

Wer Philipps Sünde für eine Kleinigkeit hält, der mag sich einmal besinnen, was er selbst schon für Sünde gethan hat, klein oder groß, Lügen, Ungehorsam oder was sonst. Niemand kann seine Sünden wieder gutmachen vor Gott, wenn Gott sie nicht vergibt um Christi willen, der

für unsere Sünden gestorben ist. Wenn aber Jemand meint, Gott würde ihn nicht wieder annehmen, ohne daß er erst vorher viele Schmerzen ausgehalten hätte, der soll wissen, daß es immer geht, wie bei dem kleinen Philipp: so lange er weinte und seiner Mutter nicht sagen wollte, was er gethan, war er unglücklich, aber sobald er es seiner Mutter sagte, ward er wieder vergnügt. Ebenso will der Herr nicht, daß wir erst lange traurig sein sollen, sondern er sagt: Gieb mir, mein Sohn, dein Herz, und: jetzt ist die angenehme Zeit; sobald wir zu ihm kommen und ihm sagen, was wir gethan haben, vergiebt er es. Willst du das nicht auch thun?

---

## Lebensregeln.

---

1.

Gesellschaft gibt viel Gelegenheit zu sündigen. Willst du dein Gewissen bewahren, so sei eingedenk, daß der große und majestätische Gott nach seiner Allgegenwart der Vornehmste in der Gesellschaft sei. Vor eines so großen Herren Gegenwart sollte man ja noch wohl Scheu haben.

2.

Was du thust, siehe zu, daß dir Niemand, viel weniger aber du dir selbst, deinen innern Frieden und deine Ruhe in Gott störe.

3.

Rede nicht von deinen Feinden, als aus Liebe, zu Gottes Ehre, und zu ihrem Besten.

4.

Dränge dich nicht dazu, viel zu reden. Wenn dir aber Gott Gelegenheit gibt, zu reden, so rede mit Ehrerbietigkeit, mit gutem Bedacht und Sanftmuth, so viel du gänzlich Gewißheit hast, mit liebreicher Ernsthaftigkeit, mit deutlichen und klaren Worten, ordentlich und mit gutem Unterschied, ohne Uebereilung der Sprache, ohne Wiederholung, wo es nicht die Nothwendigkeit erfordert.

5.

Laß dich nicht verwegen ein, von den Dingen dieser Welt zu reden, wenn nicht Gott dadurch geehrt, dein Nächster gebesert, und deiner Nothdurft geholfen wird. Es ist ein Wort des Herrn: alles was ihr thut, mit Worten oder mit Werken, das thut alles in dem Namen des Herrn Jesu, und danket Gott und dem Vater durch Ihn. (Kol. 3, 17.)

6.

Hüte dich, daß deine Rede nicht stachlich oder spöttisch sei. Alle anzüglichen und

lächerlichen, oder nur unverständigen Sprüchwörter und Redensarten, welche Aergerniß erregen können, meide. Frag andere, ob du dergleichen an dir habest; denn die Gewohnheit macht, daß man es selbst nicht gewahr wird. Fluchen ist mit unter den groben Sünden; wer flucht, verflucht sich und das seinige.

7.

Wenn du von Gott und deinem Heiland redest, so rede davon mit großer Demuth und Ehrerbietigkeit, als vor Einem Angesicht. Schäme dich, den Namen Jesus zu einem Sprüchwort zu machen. Wer Gott in seinem Herzen heiligt, wird ihn nicht mit dem Mund verunheiligen.

8.

In Erzählungen sei sehr behutsam. Denn der Lügengeist herrscht drinnen. Man ersetzt die Umstände aus eigener Erfindung, wenn das Gedächtniß nicht alles behalten hat. Prüfe dich, wenn du etwas erzählst,

ob du nicht in diesem und jenem mit Ungewißheit geredet. Lächerliche und üppige Geschichten stehen keinem Christen an. Denn sie sind entweder nicht wahr, oder doch ungewiß, oder sind sie wider die Liebe des Nächsten, oder laufen sie hinaus auf einen Mißbrauch geistlicher Dinge, oder erwecken bei einem andern den Verdacht, daß man ihn damit meine, oder machen, daß noch mehr dergleichen, und die noch schlimmer sind, erzählt werden. — Gute und insonderheit lebendige Beispiele der Tugenden, und die von der göttlichen Vorsehung, Allmacht, Gütigkeit und Gerechtigkeit Zeugniß geben, laß nicht aus deinem Gedächtniß; denn man kann viel damit bauen. Aber erzähle solche aus guter Gewißheit, dazu deutlich, vornehmlich ordentlich, ohne Zusatz, und wo dir etwas entfallen ist, so halte es für keine Schande, es zu gestehen.

9.

Wenn du von dir selbst redest, so siehe zu, daß nicht eigene Liebe drunter sei.

10.

Fall nicht von einer guten Rede gleich auf die andere. Denn damit verderben sich die meisten, daß sie darnach von keiner Sache ausführlich zu reden wissen, sondern bald von diesem, bald von jenem zu reden anfangen. Bleib bei einer Rede, so lang es andern nicht beschwerlich ist; so wirst du vielem Mißverstand zuvorkommen, dich und andere mehr erbauen, und wirst dir einen guten Schatz sammeln, von wichtigen Dingen mit guten Gründen ausführlich, wenn es noth thut, zu reden.

11.

Gedenke, daß an sich selbst sind böse Worte: als fluchen, unnützlich schwören, grobe, unzüchtige Reden. Aber das auch sind unnütze Worte, die zu nichts dienen und keinen rechten Endzweck haben. Und das auch sind gute Worte, die zur Ehre Gottes gerichtet sind, als der das Wort schon vorher weiß, das auf deiner Zunge ist. Böse und unnütze Worte meide, denn

du sollst für ein jedes Rechenschaft geben (Eph. 5, 4. 4, 29. Matth. 12, 36.); der guten befließige dich.

12.

Alle deine Gesellschaft sey entweder aus Noth, oder aus Hoffnung zur Besserung, aber doch vorsichtig erwählt. Den äußerlichen Umgang mit den Gottlosen kann man nicht meiden; allein gieb dich nicht in ihre Gesellschaft ohne Noth; sie werden dich eher verführen, als du sie gewinnen wirst. Mußt du aber mit ihnen umgehen, so hüte dich desto mehr.

13.

Viele Reden sind gut; aber sie werden nicht in der rechten Gesellschaft und am rechten Ort geführt. In der Kirche kann auch die beste Rede den Schwachen einen Anstoß geben.

14.

In Anderer Gegenwart rede nicht heim-

lich und in's Ohr, oder in fremder Sprache. Denn das bringt Argwohn, und ein anderer meint, daß du ihm nicht trauest.

15.

Wenn andere reden, die insgemein wollen gehört werden, so fang du nicht mit einem allein an zu reden; denn das bringt Unordnung und Verdruß.

16.

Wenn du etwas vorbringst, daß du von einem andern weißt oder gehört hast, so bedenke zuvor wohl, ob auch der andere werde damit zufrieden sein, daß du es nachsagst. Zweifelst du daran, so schweig lieber still.

17.

Fällt dir jemand in die Rede, so schweige. Denn das gefällt dem andern wohl, wenn man ihn auch hört. Und wenn du gleich fort redest, so wird er dich doch nicht recht hören, denn er denkt darauf, was er selber sagen wolle.

18.

Falle du aber selbst niemand in die Rede. Denn das ist einem jeden von Natur zuwider, wenn man ihn nicht aushört. Du wirst zuweilen meinen, du habest es wohl gefaßt, und hast es doch nicht recht begriffen. Der andere wird heimlich verachtet, wenn man ihn nicht ausreden läßt; denn einem großen Herrn, den du ehren wolltest, würdest du das nicht thun. Geh' in dich, wenn du andern in die Rede fällst; du wirst finden, daß dein Mund ohne rechten Bedacht herausgeplakt ist. Du wirst bei jedermann leichter die Liebe gewinnen, wenn du jedermann mit Geduld aushörst.

19.

Wenn dir jemand widerspricht, so sei ja wohl auf deiner Hut. Denn das ist die rechte Gelegenheit, dich in Gesellschaft zu versündigen. Leidet Gottes Ehre, und des Nächsten Bestes nicht drunter, so laß es gehen. Man streitet oft viel; und wenn der Streit aus ist, so ist gleichviel daran

gelegen, wer recht hat. Wenn aber ja eine Verantwortung nöthig ist, so hüte dich ja vor aller ungestümen Gemüthsbewegung; denn das ist nur ein fleischlicher Eifer. Hast du die Wahrheit vernehmlich und mit guten Gründen vorgestellt, so sei zufrieden; mit weiterem zanken wirst du wenig gewinnen. Dein Widerpart wird der Sache mehr nachdenken, wenn er sieht, daß du deiner Sache gewiß bist und nicht streiten wollest. Lernt er auch nicht mehr von dir, so lernt er doch Sanftmuth und Bescheidenheit aus deinem Beispiel.

20.

Wenn du andere ihre Sünden wegen bestrafen sollst, so schüze nicht die unbequeme Zeit vor, falls dich deine Furchtsamkeit und Blödigkeit davon abhält; die Furchtsamkeit und Blödigkeit muß ebenso wohl als andere böse Gemüthsbewegungen überwunden werden. Doch bestrafe dich allemal zuvor selbst, ehe du andere bestraffst, damit deine Bestrafung aus Mitleiden herrühre. Strafe mit Liebe und gro-

ßer Vorsicht und Bescheidenheit, damit der andere nur auf irgend eine Art in seinem Gewissen möge überzeugt werden, daß er nicht recht gethan habe. Christus strafte auch mit einem Blick, da er Petrus ansah, als er ihn verleugnet hatte; und Petrus fing bitterlich an zu weinen (Luc. 22, 61.) Christus strafte aber auch mit ausdrücklichen, dürren Worten. Die Liebe muß hierin dein Lehrmeister sein. Nur mache dich der Sünden anderer nicht theilhaftig.

---

# Inhalt.

---

	Seite
I. Geben ist feliger denn Nehmen . . .	1
II. Die Erdbeeren . . . . .	20
III. Der Kindlein Weihnachtsfeier . . .	31
IV. Die Einladung . . . . .	53
V. Die Blinde unter Gottes Schirm . .	61
VI. Das verirrte Kind . . . . .	67
VII. Der zerbrochene Spiegel . . . . .	77
Lebensregeln . . . . .	83



